

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 261 — Bydgoszcz / Bromberg, 16. November — 1938


# Die Freien vom Freital

## Ein Roman aus den Bergen

### von André Mairock

(14. Fortsetzung) —— (Nachdruck verboten.)

Heinrich lief so schnell er konnte den Wäldern zu, damit niemand mehr etwas von ihn sehen sollte, wenn der Tag kam. Früher war er viel und gerne in den Bergen herumgeklettert und hatte sich überall gut ausgekannt, auch dort, wo es keine Berge mehr gab. Aber das Gebiet, das er heut beschreiten wollte, war ihm fremd geblieben. Auch hatte sich in den fünf Jahren seiner Abwesenheit doch vieles verändert: hier und dort mußte der Weg verlegt werden, weil einzelne Wasser- und Bergstürze niedergegangen waren, und die Junghölzer waren bedeutend höhergewachsen. Er rechnete auch schon deshalb mit großen Schwierigkeiten, weil er im Bergsteigen doch nicht mehr so geübt war. Dafür aber verlieh ihm ein unerschütterlicher Wille die notwendigen Kräfte. Es gab eben doch nur diese einzige Möglichkeit, aus dem Schwarztanntal zu entkommen, und deshalb mußte es ihm gelingen, kostete es auch, was es wollte . . .

Unermüdlich stieg er Stunde um Stunde weiter, und als die ersten Sonnenstrahlen ins Tal fielen, hatte er die Daxenhütte erreicht; eine kleine Blockhütte, in der die Holzhacker bei Unwetter Unterschlupf suchten. Ringsum breiteten sich große Holzschläge über die Höhen, von dichten, hohen Beersträuchern bewachsen. Weit und breit war keine Menschenseele zu sehen oder zu hören. Am klaren Himmel kreisten ein paar Falken, und in den Schlägen gluckften die Auerhennen.

Er gönnte sich hier noch keine Rast, sondern lief gleich dem Breitjöchler zu, über den der Weg zu der vielleicht um nahezu 1000 Meter höher liegenden Brentenhütte führte, die dem gleichen Zweck diente wie die Daxenhütte, nur sah sie seltener Menschen unter ihrem Dach, weil hier das Leben und die Arbeit langsam aufhörten. Höchstens ließ sich einmal ein Jäger in der Brentenhütte zur Rast nieder und bereitete sich hier seine bescheidene Mahlzeit . . .

Der Aufstieg wurde erheblich schwieriger, je höher er kam, und als die Wälder aufhörten, mußte er wirklich seine ganzen Kräfte zusammennehmen, denn die Sonne, die langsam dem Mittag zuschritt, brannte jetzt unbehindert auf ihn nieder. Aber er durfte nicht säumen; jede Stunde war kostbar und mußte ausgenützt werden.

Endlich am Nachmittag kam er in der Brentenhütte an. Es war nun höchste Zeit, ein wenig zu rasten; er hatte ja noch einen weiten Weg vor sich und einen gefährlichen Aufstieg zu den zerklüfteten Bergkämmen. Erschöpft ging er auf die Hütte zu, stieß die niedrige Tür auf und trat ein. Es war natürlich niemand da. Eine angenehme Kühle trat ihm entgegen, als er die kleinen Fenster auf beiden Seiten öffnete. Dann warf er den Rucksack ab, riß das Hemd auf und ließ sich auf einer langen, rohgezimmerten Bank zur Rast nieder . . .

Seine Augen suchten den Raum ab nach menschlichen Spuren. Aber er fand nichts; es mußte schon lange niemand mehr dagewesen sein . . . Da entdeckte er am Boden einen kleinen blinkenden Metallknopf, wie sie die Grenzjäger an ihren Uniformen trugen. Sollte etwa . . .? — Aber mein Gott, der Knopf konnte ja schon monatelang da liegen. So suchte er sich zu beruhigen. Die Zeit lag ja weit zurück, in der die Schmuggler hier ihr Unwesen trieben. Was hatten die Grenzjäger hier noch zu tun . . .?

So kam der Abend. Unbedenklich ging Heinrich an den Aufstieg über die glatte Wand. Es war ein schweres und gefährliches Stück Arbeit, aber es ging. Schrittweise klomm er höher und höher, hinauf bis zum Grat der Gottesackerberge. Wie gut war es doch jetzt, daß er sich in seiner Jugend so tüchtig im Bergsteigen geübt hatte. — Als er den Kamm erreicht hatte, war die Sonne im Sinken. Aus tiefen, schauerlichen Karen leuchtete der Firnschnee. Ein eiskalter Wind blies über den Grat . . .

Jetzt hielt er sich links. Immer größere Schwierigkeiten stellten sich ihm in den Weg: schmale Felsgrate, die er nur im Reitsitz überwinden konnte, rauhe Karenfelder, breite, tiefe Spalten . . . Verzweifelt kämpfte er sich vorwärts; denn ehe die Nacht kam, mußte er über dem Fuchssteg sein. Der Fuchssteg! Wenn es ihn wirklich gab! — Wie konnte er denn so blind einem Menschen wie dem Klausenjörg vertrauen! Es mußte die Not, die Verzweiflung gewesen sein, die ihn so kopflos machte. Aber jetzt war er schon so weit. Weiter! Weiter! Vielleicht . . .?

Und plötzlich stieß er einen lauten Ruf der Freude aus: Er kam jetzt an einen breiten, tiefen Felsspalt, der sich rings um das Gebirge hinzog, und der Spalt wurde wirklich langsam enger. Sollte er dem Klausenjörg doch unrecht getan haben . . .? Und hier glückte es ihm auch das erstemal, einen Blick auf die drübere Seite des Gebirges zu tun: der Abstieg konnte nicht allzu schwer sein Jetzt brauchte er wirklich nur noch den Steg, der über den Felsspalt führte, dann . . . Eine solche Spannung bemächtigte sich jetzt seiner, daß er beinahe alle Vorsicht außer acht gelassen hätte. Aber im rechten Augenblick fiel es ihm doch noch ein, daß der Weg, auf dem er sich befand, ein Schmugglerweg war. Rasch riß er den Rucksack herunter und holte eine kleine Dose hervor: sie enthielt trockenen Ruß; denn an alles hatte er gedacht. Damit schwärzte er nach Schmugglerart sein Gesicht, falls es doch noch zu unliebsamen Überraschungen kommen sollte. Die Hauptsache war, daß ihn niemand erkannte; aufhalten konnte ihn jetzt selbst der Teufel nicht mehr. Das stand fest . . .

Mühsam stieg er weiter. Dann und wann blieb er stehen und horchte in die Stille. Nichts rührte sich. Wo sollten hier auch Menschen herkommen? — Immer enger wurde der Spalt, der ihn immer noch von der Außenwelt trennte. Die Nacht fing an zu dämmern. Jetzt konnte er doch nicht mehr so weit davon entfernt sein; denn der Spalt war hier nicht mehr viel breiter als vier Meter. Dann

stieß er auf ein dichtes Latschengestrüpp, das sich an einem steilen Abhang heraufzog und auch die Höhe überwucherte. Und dann entdeckte er ihn . . . Ja, er war es, es war der Fuchssteg! Ein schmaler Streifen lag über dem dunklen Felsspalt . . . Es gab ihn also wirklich, den Fuchssteg! Daß er da früher nie draufgekommen war? — Freilich, so weit hatte er sich nie über die Karenfelder vorgewagt, und es waren wenige, die ihn kannten, und die hatten wohl allen Grund, ihn zu verschweigen. Aber jetzt hatte er ihn! Mochten sie jetzt immerhin den Klimmsteig sperren: er hatte jetzt seinen Weg hinaus in die Welt! —

An allen Gliedern vor Aufregung zitternd, tastete er sich leise durch die Latschen: Jetzt kam der große Augenblick, in dem er den verbotenen Schritt tat . . . Da stand er schon vor dem schmalen Steg, vor den rohen Balken, die über die schwarze Tiefe führten. Nur noch ein paar Schritte war er davon entfernt . . .

„Halt!" schrie eine Stimme, und aus den Latschen tauchte eine Gestalt auf, das Gewehr im Anschlag: ein Grenzjäger! —

„Verrat!" schoß es Heinrich durch den Kopf, und das Blut drang ihm zum Herzen.

„Vorwärts!" befahl der Mann und zwang ihn zum Rückweg.

Was tun? Sollte er sich als Schmuggler abführen lassen? Oder sollte er dem Mann die Wahrheit sagen? — Ob er ihm aber glaubte? Denn sein geschwärztes Gesicht bezeugte doch, daß er sich auf verbotenen Wegen befand. Ja, es war ein verbotener Weg: Und wenn nun der Schwarztann davon erfuhr, die Freien vom Freital, in deren Reihe er gehörte, der Schultheiß, daß er, der Scheibenhofer, auf einem Schmugglerweg, mit geschwärztem Gesicht, aus der Heimat entweichen wollte . . . Er wußte, wie sie ihm diese Tat auslegten: in ihren Augen war er eben ein Verräter, ein meineidiger Schurke! Und drüben hangte und bangte immer noch eine liebe, treue Seele um ihn und wartete voll Angst und Sorge auf seine Rückkunft, Tag um Tag . . . Und da packte ihn eine wilde Verzweiflung, und ohne seine Tat auch im geringsten zu überlegen, fiel er plötzlich dem Grenzer in die Arme. Ein Schuß krachte, aber er traf ins Leere, dann ein kurzes, verzweifeltes Ringen und im nächsten Augenblick stürzte ein Mann in die Tiefe.

„Himmel!" Heinrich stand da und schaute so wild um sich, als würde er von allen Seiten angegriffen. Aber es war jetzt wieder so still um ihn, so furchtbar still . . . Seine Verzweiflung war so groß, daß er im ersten Augenblick die Schuld, die er da auf sein Gewissen genommen hatte, gar nicht ihrer Schwere nach ermessen konnte. Warum mußte sich auch der Mann ihm in den Weg stellen? Er mußte doch gemerkt haben, daß es hier um ganz andere Dinge ging als um bloßen Schmuggel. Jetzt war der Weg frei! Frei! — — — Das war der einzige Gedanke, der ihn jetzt beherrschte. Fort! — — Und vorsichtig schlüpfte er aus den Latschen und sprang über den Fuchssteg. Noch einmal blieb er stehen und hielt den Atem an: Es war ihm, als hätte er ein Lachen gehört, ein höhnisches Lachen. Oder war es nur eine Täuschung der wilden, aufgebrachten Sinne? Nein, wieder erschöll das höhnische, teuflische Lachen, wie er es bis heute nur vom Klausenjörg gehört hatte. Und wie von bösen Geistern verfolgt, sprang er über die Felsen, hinab ins jenseitige Tal.

## 9. Wo bist du? . . .

Fast zur gleichen Stunde, als Heinrich Schrund über den Fuchssteg der Heimat enteilte, gab es drunten am Klimmsteig einen kleinen Zwischenfall. In der vordersten Reihe der Wache, die geschützt und verborgen hinter der Felsschanze lag, vernahmen sie zuerst die leichten Schritte, die von draußen kamen und sich der Schlucht näherten, nachdem sich nun schon viele Tage gar nichts gerührt hatte. Den Männern fuhr es also wie ein Donnerschlag in die Knochen: die Stutzen flogen an die Wangen, auf den Gesichtern lag eine eiserne Spannung, und die Augen waren erwartungsvoll auf den Engpaß gerichtet, auf dem schon der Nachtschatten lag.

Immer deutlicher wurden die Schritte. War es ein Kundschafter der Franzosen? Eine Vorhut . . .? Dann, armer Mann, wäre auf deine Haut nicht mehr viel zu geben, denn die Kugeln aus den Stutzen der Schwarztannler waren es gewöhnt, ihr Ziel zu treffen.

Jeden Augenblick mußte jetzt der Ankömmling um die Ecke biegen. Die Spannung wuchs: die gekrümmten Finger berührten den Hahn . . . Und da war er schon da, aber es war kein Franzose, wie man allgemein erwartet hatte, sondern eine schlanke, schmächtige Frauensperson . . .

Die Spannung löste sich und machte einer Verwunderung Platz.

Die fremde Frau hatte die Schlucht erreicht, blieb erschrocken stehen und schaute sich ratlos um.

„Wer da?" rief jetzt eine Stimme aus dem Verborgenen.

Der unerwartete Anruf ließ die Fremde zusammenfahren, dann wandte sie sich der Richtung des unsichtbaren Rufers zu und antwortete.

Aber sie wurde nicht gleich verstanden und mußt' ihre Antwort einigemal wiederholen.

Endlich sprang einer aus der Schanze, ging bis zur Schlucht vor, wo er mit der Fremden einzelne Fragen und Antworten austauschte. Plötzlich aber geriet er in eine solch heftige Bewegung, daß die anderen ihn mit großer Neugierde erwarteten. Aber er wußte ihnen nicht viel zu sagen: Es sei eine fremde Frau, die in den Schwarztann müsse, und da sie von weither komme und etwas sehr Wichtiges zu tun habe, müßte man ihr wohl den Zugang gewähren . . .

Davon wollten die anderen nichts wissen, bevor man vom Schultheiß nicht die Erlaubnis eingeholt hätte . . .

„Das ist unmöglich! Wir dürfen die Frau nicht solange da draußen stehen lassen", ereiferte sich der erste. Und als die anderen immer noch nicht wollten, fügte er entschlossen hinzu: „Dann geschieht es eben auf meine Verantwortung!" Es war der Schulmeister, der so sprach.

Jetzt krochen auch die anderen aus ihrem Versteck hervor, und eilig wurde eine schmale Notbrücke über die Schlucht geschlagen, auf der die junge fremde Frau vom Schulmeister selbst herübergeholt wurde.

„Unsere Losung ist: Hie gut Schwarztann! Falls Sie von den nächsten Gliedern der Wache aufgehalten werden sollten", sagte er mit feinem Anstand. „Ich hätte Sie gern in den Schwarztann geführt, aber es ist mir nicht erlaubt, meinen Posten zu verlassen!" setzte er ritterlich hinzu und schaute bewundernd in das schöne, geistvolle Gesicht der Fremden.

Die Frau blickte scheu um sich, als fürchte sie sich, allein einen weiteren Schritt in das unbekannte Tal zu machen. Ihre Züge waren müd, um die Mundwinkel ging ein leises Zucken, wie wenn sie mühsam das Weinen verhalten wollte. Dann schaute sie vertrauensselig zu ihm auf: „Und wenn ich hier auf Ihre Ablösung warte . . .?"

„Wenn Sie sich nicht fürchten? Wir haben Krieg!"

„Nein, ich fürchte mich nicht!"

Unterdessen war die Notbrücke wieder abgebrochen worden. Die Wache verkroch sich wieder hinter die Schanze, und bald war alles wieder so, wie es vordem gewesen war . . .

*

Als die Ablösung kam, war es schon tiefe Nacht. Langsam und müde wanderte die junge fremde Frau an der Seite des Schulmeisters hinein in das Schwarztanntal.

„Heinrich Schrund ist nicht unter der Wache?" fragte sie leise, als sie an den einzelnen Gliedern der Wache vorbeikamen.

„Nein, die Wache wird nur von Leuten gestellt, deren Anwesenheit daheim nicht unbedingt erforderlich ist. Die Arbeit ist zur Zeit bei uns sehr drängend."

„Das heißt also, daß Heinrich Schrund von zu Hause nicht abkömmlich ist?"

„Ja, wenigstens nicht mehr so recht . . ."

„Ist er krank?"

„Nein."

Auf das Gesicht der jungen Frau legte sich wieder die Trauer, um den Mund ging ein leises Zucken. Er sah das nicht. „Kennen Sie Heinrich Schrund schon lange?" fragte er nach einer Weile ganz beifällig.

„Seit einigen Jahren."

„Gut?"

„Ja."

Wieder gingen sie längere Zeit schweigend nebeneinander her. Und aus diesem Schweigen heraus fing der Schulmeister dann an zu erzählen: Die Zeiten seien recht unsicher geworden, seit die französischen Revolutionsheere die deutschen Lande überschwemmten, und der Schwarztann lebe schon seit ein paar Monaten in der ständigen Angst, daß eines Tages ein marodierender feindlicher Soldatenhaufen plündernd ins Tal einfallen könnte. In letzter Zeit habe die Lage sich sehr verschärft, daß man sich allen Ernstes hätte kriegsbereit machen müssen: Sondergesetze seien erlassen worden, der Landsturm hätte aufgeboten werden müssen, und täglich, ja stündlich erwarte man einen kriegerischen Zwischenfall. In der Zeit hätte es also Heinrich Schrund mit seiner Heimkehr sehr schlecht erraten. Er sei eben auch ein Sohn des Schwarztanns und bei seiner Ehre und bei seinem Blut verpflichtet, das Schicksal und die Not seiner Brüder und seiner Heimat zu teilen. Wie er selbst darüber denke, ließe sich nicht mit Bestimmtheit sagen: einmal mache er den Eindruck, als wollte er sich allein gegen den Feind werfen, ein andermal wieder zeige er eine solche Bedrücktheit und Gleichgültigkeit — oder ist es nur sein Heimweh nach irgend etwas in der Welt draußen? —, daß man Zweifel darüber hegen müsse, wo er eigentlich hingehöre: in den Schwarztann — oder nach Chur . . .

(Fortsetzung folgt.)

---

# Der Einbruch.

Erzählung von **Arnold Krieger.**

Jetzt ist es soweit. Jetzt gibt es kein Zurück mehr. Eine unsichtbare, mächtige Hand schiebt ihn weiter auf diesem Wege, den er nicht gewollt hat. Dieser Weg ist der Ausweg, sonst keiner.

Er hat gekämpft, hat das Abscheuliche abschütteln wollen. Vergebens. Warum findet er keine anständige Lebensmöglichkeit? Was stößt die Menschen ab, die er um Arbeit bittet? Hat er zu viel gemurrt, daß sich das Mürrische in ihm eingefressen? Ist es die Finsternis, die seinem Wesen entquillt, wohin er kommt?

Seit dem Frühjahr haust er auf dieser großen Halbinsel im Südosten der Weltstadt. Er hat gnadenhalber eine Laube inne, bummelt durch die Wälder, die Hände in den Taschen, in den Augen ein bösartiges Glosen, auf den Lippen einen Schlager, der Lebenslust vortäuschen soll.

Er hat nicht nach unredlichem Gewinn Ausschau gehalten. Nichts Verbrecherisches liegt im Grunde seiner Natur. Aber das da hat sich ihm aufgedrängt, dieser Einfall, diese Beobachtung, dieser Entschluß.

Als die beiden das kleine, schmucke Landhaus bezogen haben, trifft er Schikorra, den Fährmann. Der erzählt ihm was für vornehme Leute in diesem kleinen, inselhaften Ort aufgetaucht seien. Riesengroße Bilder hätten sie mitgebracht, einige mit Gold drum, ganz verrückte Bilder. „Nicht verrückt — nur modern!" verbessert er den anderen stirnrunzelnd. Er ist mehr im Leben herumgekommen. Er weiß, daß es Originale gibt, die hohen Wert besitzen. Und er zieht seine Schlüsse daraus.

Ja, so hat es angefangen. Und dann fügt sich Masche an Masche an dem Gewirk. Die beiden fahren jeden Sonnabend oder doch in der Sonntagfrühe in die Stadt hinein, und es ist recht weit bis dorthin. Fähre, Vorortbahn, Stadtbahn. Das verbraucht Zeit für Hin- und Rückfahrt. Und der Geldbriefträger kommt zuweilen. Und sie sind so leichtsinnig, das Speisekammerfenster angelehnt zu lassen . . .

Ja, einmal mußte es soweit kommen. Und nun steht er in der Dämmerung vor dem Haus „Zur Linde" und trifft die letzten Vorbereitungen. Er hat auch eine Waffe bei sich, nicht zum Schießen, sondern nur ein breites, scharfes Messer. Er kann sich kaum vorstellen, daß er jemand damit zu Leibe gehen solle. Aber er weiß, daß der Augenblick der höchsten Not das Wesen eines Menschen verändert. Das Haus liegt sehr einsam. Rechts und links schließen sich große Gärten an. Gegenüber ist ein Bootshaus, in dem es heute still zugeht. Und hinter dem kleinen Landhaus ist ein ausgedehnter, verwilderter Garten.

Eine Telephonzelle hat die Siedlung. Sie steht wenige Schritte von der kleinen Polizeistation entfernt. Er geht hinein, schlägt die Nummer der beiden nach, dreht die Scheibe, lauscht. Nichts meldet sich. Er läßt es wohl zehnmal läuten. Dann geht er langsam, leise pfeifend, die Fährallee hinunter.

Soll er durch die wacklige Hinterpforte hinein? Oder den niedrigen Vorderzaun übersteigen? Er entschließt sich zum ersten, da noch hin und wieder ein Mensch vorbeikommt. Er muß also einen Umweg machen, sich durch allerlei wildes Kraut- und Buschwerk durcharbeiten und dann die hölzerne Pforte so lange hin und her schwenken, bis sie aushakt.

Wie liederlich das hier alles ist! Jetzt geht er unter den niedrigen Obstbäumchen gebückt den schmalen, verkrauteten Steg zum Hause hoch. Da sieht er, daß das Kammerfenster, durch das er einsteigen wollte, heute geschlossen ist.

Er lauscht, zerdrückt dann das Glas, das überraschend schnell und ohne viel Lärm nachgibt. Jetzt zieht er sich mit einem Klimmzug hoch, windet sich durch den kleinen Einschlupf, läßt sich abgleiten, sieht zu seiner freudigen Überraschung, daß die Tür offensteht. Er hat freien Zutritt zur ganzen Wohnung! Nur die beiden Außentüren sind verschlossen. Er wird sein Werkzeug überhaupt nicht gebrauchen müssen. Nur die Bilder sind kostbar. Plötzlich hört er ein Geräusch im Nebenzimmer. Da, da zieht jemand einen Stuhl!

Er reißt sein Messer heraus, denn jetzt kommt es näher. Die Tür öffnet sich.

Da steht ein Kind, die kleine Tochter der beiden. Der Mund ist mit Schokolade bemalt, die Augen sind groß und rund, am linken Fuß sitzt ein Hausschuh, aus dem der große Zeh lugt. „Och, was du für Augen machst! Mutti sagt, du kriegst das Geld morgen. Och, ist das ein Messer!"

Sie scheint noch über etwas zu staunen, ohne recht zu wissen, worüber. „Kennst du mich, Onkel? Ich bin Hillakind!"

Natürlich, er hat sie schon manchmal gesehen. Daß sie gerade heute das kleine Gör hierlassen mußten!

„Vorhin hat's immer geklingelt. Ich soll aber nicht 'ran, sagt Vati."

Er wendet sich mit ärgerlichem Ruck ab. „Geh' wieder hinein!" sagt er streng. Sie gehorcht, etwas eingeschüchtert. Eine Katze ist mit hereingeschlüpft und schreit zum Steinerweichen. „Hast du auch keine Milch?" fragt Hilla.

Er ist plötzlich etwas verlegen. Er tritt zu einem mächtigen Bild. Eine Gebirgslandschaft. Gold soll das sein? Er tippt mit dem Finger darauf, schüttelt den Kopf. Da sieht er den Namenszug. Es ist derselbe Name, der draußen auf der Tür steht. Rasch geht er zu einem anderen Bild. Auch hier dieser Name. Bei allen anderen ebenso. Schöne Originalbilder, das! Sachen eines Malers, der keinen Namen hat!

Er hat noch mehr Ursache sich zu ärgern. Denn die Einrichtung ist wirklich dürftig. Er findet einen Brief des Hausbesitzers: „Leider kann ich Ihnen trotz Ihrer Lage die Miete nicht länger stunden. Mal hat die Menschenfreundlichkeit ein Ende. Wenn Sie so wenig verdienen, sollen Sie beide ruhig auch an den Werktagen etwas Vernünftiges arbeiten und nicht nur am Sonnabend und Sonntag."

Wieder ist Hilla da. Er sieht, daß ihr kleines Hängerchen geflickt ist. All das verdrießt ihn in höchstem Grade. Aber es ist nicht nur Verdruß. Es ist ein Gefühl, das er nie gekannt hat. Er will es nicht aufkommen lassen. Er packt sie und bringt sie ins kleine Zimmer. Er schließt die Tür zu. Geld, irgendwo muß Geld sein!

Er findet es endlich im altmodischen Sekretär. Da ist ein Schächtelchen mit einer Aufschrift: Sommerreise für Hansel. Aber das ist durchgestrichen. Und statt dessen: Garderobe für Toni. Er klappt es auf. Aber so sehr er sucht, er findet nur ein Fünfmarkstück und zwei Fünfzigpfennigstücke. Da geht etwas in seiner Seele vor sich. Seine Lippen zittern. Ich Schweinehund! denkt er. Ich Schweinehund!

Plötzlich ertönt ein jämmerliches Geschrei, das zu einem wilden Weinen anwächst. Er eilt hin, schließt auf. Hilla ist vom Fensterbord gefallen, weil sie die Katze oben durchlassen

wollte — ins Freie; dabei hat sie sich die Stirn und Nase geschlagen.

Er beschwichtigt sie, so gut es geht. Er tupft ihr das Blut von der Nase. Er findet einen Rest Zitronensaft in der Küche. Aber sie schreit immer noch. Er muß sie beruhigen, damit nicht etwa fremde Leute — — Aber als sie schon ganz ruhig ist, bemüht er sich immer noch um sie. Er war noch nie einem Kinde so nahe. Und es erregt irgendein sinnloses Wohlgefühl in ihm. Eine starke Brausche hat Hillakind auf der Stirn. Da nimmt er sein Messer und streicht und lindert und redet gut zu und hat alles andere vergessen. Und da lacht sie wieder, Tränen in den Augen, der schönste Sommerregen. „Onkel, geh doch noch nicht!" bettelt sie.

Er aber legt alles säuberlich in Ordnung, was seine täppischen Finger berührt haben. Und er führt das Kind in die Speisekammer. „Das hab' ich kaputt gemacht", sagt er, „weil du so schriest und ich zu dir wollte. Das mußt du deinem Vati sagen."

„Kaputt gemacht?" fragt das Kind ganz verständnislos.

Aber da tut es ihm leid, daß er es zu einer Lüge verleiten soll. Er schreibt es auf einen Zettel. Sie werden ihn finden, wenn sie heute mit der letzten Fähre kommen. Und er weiß, daß er morgen alles offen bekennen wird. Und er weiß auch, daß Hansel und Toni ihn nicht anzeigen werden, weil sie wissen, wie es tut, wenn es einem bis an den Kragen steht.

Als er gehen will, klammert sie sich an ihn. Und sie gibt ihn erst frei, als er einwilligt, sie ins Bett zu bringen. Er erfüllt ihr den Wunsch. Es ist das Schönste, was er seit langem erlebt.

Jetzt werden die Atemzüge lang und gleichmäßig, und auf Zehenspitzen schleicht er hinaus. Er muß wieder durch das kleine Fenster turnen, aber draußen ist er ein freier und aufrechter Mensch, der im Vorwärtsschreiten vor sich hin lächelt.

---

## Die Spur unter der Lupe.

**Das Ende der Wilddiebe und der anonymen Briefschreiber.**

Nun hilft es den Missetätern bald nichts mehr, wenn sie sich ebenfalls die Fortschritte der modernen Technik zu eigen machen. Es wird ihnen nicht mehr gelingen, die Spur ihres Vergehens zu beseitigen, weil sie selbst nicht einmal in der Lage sind, die Spur überhaupt zu erkennen. Also ist es ihnen naturgemäß einfach unmöglich, sie den Dienern der strafenden Gerechtigkeit zu entziehen.

Diese Erkenntnis ließ sich unschwer aus dem Vortrage gewinnen, den unlängst H. Datz in Zwikau vor Chemikern und Kriminalisten hielt. Dort wurde unter anderem die oft entscheidende Bedeutung der winzigsten Härchen an das Tageslicht gerückt. Die Untersuchung dieser Spuren ist vor allem bei der Beurteilung vermeintlicher oder wirklicher Wilderei von Wichtigkeit. Zu erstreben ist noch eine sorgfältige Anfertigung eines ausgebauten Prüfungsschemas, das einen Überblick über die Beschaffenheit, über Größe und Breite und sonstige Besonderheiten der verschiedensten Haare verschafft. Es läßt sich schon heute jeweils mikroskopisch mit Sicherheit der Nachweis erbringen, ob Haare von Menschen oder von Haustieren herrühren, ob sie vom Hasen, Hirsch, Reh,, vom Iltis, Edel- oder Steinmarder stammen. Man kennt die Zeichnungen auf der äußeren Hautschicht der Haare, und man hat auch die Zusammensetzung des Marks genau festgestellt. Der Gesetzesbrecher mag sich so viel Mühe geben, die Spuren seiner Tat zu verwischen, wie er will — gelingen kann es ihm heute nicht mehr, auch der abgebrühteste Sünder, der seine gemeinschaftsfeindliche Tat ohne jegliche Aufregung begeht, kann das verräterische Haar nicht beseitigen, denn er sieht es ja nicht . . .

Und auch eine unblutige, aber dennoch überaus häßliche Sorte von Missetaten wird nunmehr völlig vom Erdboden verschwinden: der anonyme Brief. Es gab schon früher gewisse Kennzeichen, die auf die Persönlichkeit des Täters schließen lassen. Aber viel besser ist das Verfahren, das sich neuerdings auf die Untersuchung der Spuren erstreckt. Die sind in diesem Fall ungleich winziger als beim Wilddiebstahl oder beim Menschenmord. Die Spuren, die von der würgenden Faust, von der Kugel oder vom Messer stammen, sind gröber und besser erkennbar als jene, die Schreibtisch und Feder hinterlassen. Es ist dem Täter schlechterdings unmöglich, einen Brief auf die Reise zu schicken, der keinen Staub enthält. Der gehässige Schreiberling wird auch die Spuren an der Marke und am geklebten Rande nicht beseitigen können, weil er sie ja gar nicht wahrzunehmen vermag. Aber der Chemiker nimmt sie wahr, mit dem Mikroskop und mit den Drogen des Laboratoriums. Diese Mittel machen das vordem Unsichtbare sichtbar. Es wird ihnen nicht schwer, Wohnsitz, Beruf, Aussehen des Täters zu verraten. Gegen solche Detektive ist auch der Vorsichtigste, der Hinterhältigste machtlos. Und er wird tugendsam — wenn auch nur aus Mangel an Gelegenheit.



## Bunte Chronik



**Der Grabstein im Eisenbahnabteil.**

Die amerikanische Polizei entdeckte dieser Tage in einem Eisenbahnabteil eine an Unverschämtheit einzig dastehende Grabinschrift. Sie war, wie sich nachträglich herausstellte von einem Gangster gesetzt worden, der im Nachbarabteil einen 77 Jahre alten Mann beraubt und ermordet hatte. Die Grabinschrift, die der Gangster seinem Opfer setzte, lautete: „Hier lag der Körper von William J., der floh und sein Lebensrecht verteidigte. Er tat recht daran und starb in der rechten Weise, als er zu entkommen suchte. Aber er ist jetzt eben so tot, als wenn er unrecht gehabt hätte." Die Detektive stellten später fest, daß das unglückliche Opfer auf der Flucht in ein anderes Abteil von dem rohen- und kaltblütigen Verbrecher zu Boden geschlagen und erdrosselt worden ist.

*

**Bärenjagd in den Pyrenäen.**

Französische Jäger haben in der Nähe von Tarbes in den Pyrenäen eine Trappe geschossen, die aus Australien kam. Der Vogel trug einen Ring mit einer aus Melbourne datierten Inschrift. Hatte schon dieses Ereignis unter den Jägern einiges Aufsehen erregt, so rief die Nachricht, daß sich in der Nähe des Gaube-Sees, ebenfalls in den Pyrenäen, ein Bär herumtrieb, noch größere Aufregung hervor. Männer der Mobilgarde haben sich auf die Verfolgung des Wildes gemacht, von dem man bisher nur die Spuren gefunden hat. Die Schäfer bewachen ihre Herde mit dem Gewehr in der Hand.



## Lustige Ecke



**Trost.**



„So, jetzt haben Sie keinen Anlaß mehr, verdrossen zu sein, das Feuer ist gelöscht!"

---

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.